

Texte zur Theorie des Geldes

Texte zur Theorie des Geldes

Herausgegeben von Christoph Asmuth,
Burkhard Nonnenmacher und Nele Schneiderit

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19370
2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2017
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-019370-9
www.reclam.de



Inhalt

Einleitung 9

PLATON 17

Aus: Der Staat (Politeia) 18

ARISTOTELES 21

Aus: Nikomachische Ethik 22 · Politik 24

AUGUSTINUS 28

Aus: Vom Gottesstaat (De civitate dei) 29

THOMAS VON AQUIN 31

Aus: Summe der Theologie (Summa theologiae) 32

MARTIN LUTHER 36

Aus: Ein Sermon von dem Wucher 37 · Der große
Katechismus 40

JOHN LOCKE 43

Aus: Über die Regierung 44

CHRISTIAN WOLFF 50

Aus: Grundsätze des Natur- und Völkerrechts 51

ADAM SMITH 58

Aus: Der Wohlstand der Nationen 59

SALOMON MAIMON 69

Aus: Philosophisches Wörterbuch, oder Beleuchtung der wichtigsten Gegenstände der Philosophie in alphabetischer Ordnung 70

IMMANUEL KANT 75

Aus: Die Metaphysik der Sitten 76

JOHANN GOTTLIEB FICHTE 81

Aus: Der geschlossene Handelsstaat 82

KARL MARX 89

Aus: Das Kapital 91 · Ökonomisch-philosophische Manuskripte 95

FERDINAND TÖNNIES 102

Aus: Gemeinschaft und Gesellschaft 103 · Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Absicht 109

GEORG SIMMEL 116

Aus: Philosophie des Geldes 117

MAX WEBER 128

Aus: Wirtschaft und Gesellschaft 129

MARCEL MAUSS 138

Aus: Die Ursprünge des Geldbegriffs 140 · Grundlegende Anmerkung zum Gebrauch des Geldbegriffs 145 · Die Gabe 148

BERNHARD LAUM 152

Aus: Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über
den sakralen Ursprung des Geldes 153

NIKLAS LUHMANN 157

Aus: Die Wirtschaft der Gesellschaft 158

JOHN SEARLE 168

Aus: Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit.
Zur Ontologie sozialer Tatsachen 169

Weiterführende Literatur 183

Zu den Autoren 192

Einleitung

Money answers all things.
(Jacob Vanderlint)

Nach Golde drängt, / Am Golde hängt / Doch alles. Ach wir
Armen!
(Goethe, *Faust. Der Tragödie Erster Teil*, V. 2802 ff.)

Money, Money, Money, / Must be funny / In the rich man's world.
(ABBA, *Money Money Money*)

Was ist Geld? Diese Frage lässt sich zunächst beantworten, wenn man seine Funktionen betrachtet. Doch scheint auf diese Weise nicht das ganze Wesen des Geldes ausgelotet zu sein. Denn die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung des Geldes geht über die Beschreibung seiner Funktionsweise hinaus. Auch wenn sie immer miteinander verwoben sind, lassen sich hier mindestens fünf Aspekte grob voneinander unterscheiden: a) Geld als Tauschmittel, b) Geld und Macht, c) Geld, Moral und Religion, d) Geld und Gerechtigkeit, e) Geld und Sprache.

a) Funktionen von Geld

Geld ist vor allem Tausch- und Zahlungsmittel, es ist Wertmaßstab, Wertaufbewahrungsmittel und bietet die Möglichkeit, die Befriedigung zukünftiger Bedürfnisse sicherzustellen, noch bevor diese konkret sind. Am Anfang der Geschichte des Geldes stand der Gedanke, den Tausch von Ware gegen Ware durch nichtverderbliche Zwischentauschmittel zu ersetzen. Geldfunktion erlangten begehrte Güter, deren natürliche Knappheit ihren bleibenden Wert

garantierte (wie z. B. bestimmte Muscheln). Vom Naturalgeld über das Gewichts-, Münz- und Papiergeld führte der Weg zur uns heute bekannten Form des Giralgelds, dessen Wert nicht länger durch einen Währungsstandard (Gold- und Silberstandard) gedeckt ist, sondern durch die Geldpolitik der Zentralbanken gesichert wird. Bereits an dieser Stelle ist klar: Wer verstehen will, was Geld ist, sollte sich weniger mit der Frage beschäftigen, was alles als Geld fungieren kann, sondern muss fragen, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen einem prinzipiell beliebigen Gegenstand Geldfunktion zugesprochen werden kann, und vor allem, welche Möglichkeiten dadurch entstehen.

Denn was bedeutet es eigentlich, fast alles zu einem bestimmten Preis kaufen zu können? Wie können Gegenstände, Dienstleistungen, Firmen, Rechte und Gesellschaften mit einer Vielheit von Gütern mit einer willkürlich gesetzten Einheit identifiziert werden? Wie kann der Wert einer Sache durch eine Zahl ausgedrückt werden? Und welche rechtlichen Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit unser Vertrauen in den Wert des Geldes erhalten bleibt? Welche Möglichkeiten entstehen zudem, wenn Geld angehäuft werden kann, Knappheit erzeugt wird und »konkurrierende Tauschreflektanten« (Max Weber) Preise verändern? Welche Handlungszwänge entstehen dadurch? Und potenzieren sich diese Verhältnisse, wenn Geld verliehen werden kann bzw. verliehenes Geld selbst geliehenes Geld ist? Welche Handlungsspielräume basieren auf genau diesen Wechselverhältnissen? Und welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit ein solch komplexes System von vertagten Zahlungen Vertrauen auf Wachstum behält und seine Existenz nicht dadurch gefährdet, dass plötzlich

zu viele Systemglieder lieber den Spatz in der Hand halten wollen, als weiter gewinnorientiert auf den möglichen größeren Mehrwert zu setzen?

b) Geld und Macht

Die eben knapp umrissene Geschichte der Geldentstehung aus einer bestimmten Bedürfnissituation heraus wird seit längerem angezweifelt. Die Entstehung des Geldes wird eher in Zusammenhang mit den äußerlichen Zeichen von weltlicher und religiöser Macht gebracht (z. B. bei Laum). Man geht inzwischen eher von einem Primat des Werts eigentlich nutzloser Dinge wie Gold und Silber aus, der durch die Bedeutung von Machtpositionen erklärt werden kann. Diese Verbindung von Geld und Macht ist in der philosophischen Betrachtung über das Wesen des Geldes häufig reflektiert worden. Geld wird dabei als Potential, als Versprechen für die Zukunft, als reale Möglichkeit verstanden. Fasst man nämlich Geld allein in seiner Funktion als Tauschmittel auf, bleibt unklar, warum ich mehr davon haben sollte, als die Stillung meiner Bedürfnisse erfordert. Mehr Geld zu haben kann jedoch dann zum Selbstzweck werden, wenn es eine Zunahme an Möglichkeiten der Selbst- und Weltgestaltung, also kurz: an Macht bedeutet. In literarischen Reflexionen zum Thema Geld werden ihm oft magische Kräfte zugeschrieben; es wird als die geheimnisvolle Macht gedeutet, Dinge ohne Einsatz von Körperkraft zu verändern. Dingen kann durch Geld sogar ein anderes Wesen »angehext« werden, wie Marx bemerkt.

c) Geld, Moral und Religion

Mit dem zuletzt genannten Aspekt des Geldes hängt die seit der Antike bis auf den heutigen Tag virulente Geldkritik zusammen. Geld wird als Maßstab für Werte verstanden und tendiert dazu, auch diejenigen Aspekte menschlichen Daseins verrechenbar zu machen, die man eigentlich nicht für käuflich hält. Dass die Sophisten Geld für ihre Lehren nahmen, wurde von der akademischen Philosophie scharf kritisiert. Die Kritik am abendländischen Rationalismus in der fortgeschrittenen Moderne und Postmoderne lässt sich häufig abbilden auf eine grundsätzliche Kritik am Primat der Messbarkeit, die metonymisch mit Käuflichkeit verbunden sein kann. Schon die Fabel von König Midas, dem zur Strafe auch Essen und Trinken wie alles, was er berührt, zu Gold wird, weiß allerdings, dass Geld allein nicht nur nicht glücklich, sondern sogar unglücklich machen kann. Der moralische Appell der Geldkritik fordert deshalb in Philosophie und Theologie seit der Antike zu Maß und Askese, also zum Verzicht auf die unendliche Potentialität des Geldes auf. Geld soll also »Lebensmittel«, aber nicht »Lebenszweck« sein, so wird mit Blick auf »höhere« Werte proklamiert. Besonders deutlich wird dies in den Texten von Platon, Aristoteles, Augustin, Thomas von Aquin und Luther. Doch auch bei Autoren wie Marx, Simmel und Weber bleibt dieses Thema prägend.

d) Geld und Gerechtigkeit

Die ungeheure Vermehrung von Reichtum und Macht bei einzelnen Personen, die auf der Wertspeicherungsfunk-

tion des Geldes beruht, verstörte schon die antiken Denker wie Platon und Aristoteles. Neben die moralische Dimension tritt die gesellschaftliche. Die Spannung von unermesslichem Reichtum und bitterster Armut innerhalb einer Gesellschaft wird als zutiefst ungerecht empfunden. Außerdem treten die Gefahren immer deutlicher zutage, die von der ungebremsten Anhäufung von Geld für das Gemeinwesen ausgehen (Fichte). In modernen Gesellschaften gibt es Systeme fiskalischer Umverteilung, die eigentlich dafür sorgen sollen, Ungerechtigkeit zu vermeiden und gesellschaftliche Stabilität zu erhalten. Diese Systeme greifen aber in der globalisierten Welt kaum, in der die weltweiten Geldströme immer wieder zu gigantischen Ungleichgewichten führen.

e) Geld und Sprache

Die moralisch-religiös fundierte Kritik am Geld fand auch Widerhall in einer begriffskritischen Deutung von Geld. Nicht selten wurde die Geltung von Begriffen mit Geld im Sinne einer Währung verglichen. Worte werden dabei als Münzen verstanden, die etwas ausdrücken können, also Kaufkraft haben, wenn sie Geltung, d. h. Bedeutung haben (vgl. Maimon). Sie können diese Bedeutung auch verlieren, ein Begriff kann inflationär werden. Geld kann also als Zeichen verstanden werden und umgekehrt Begriffe als Währung (Maimon, Fichte, Tönnies). Dieser sprachphilosophische Aspekt verweist auch auf Theorien, die Geld selbst als Kommunikationsmittel/-medium verstehen wie die Systemtheorie (Luhmann) oder die Kritik an dieser Theorie (Habermas). Habermas vertritt etwa die These, dass die

Vermittlung der Gesellschaft mit sich selbst über die Medien Geld und Macht an solchen Stellen geleistet wird, an denen andere vermittelnde Bande zerstört oder verdrängt worden sind.

Insgesamt ist dieser sprach- und geltungstheoretische Aspekt der Philosophie des Geldes mit werttheoretischen Überlegungen verbunden. Streitpunkt ist, ob es objektive Werte gibt, die in Geldform ausgedrückt werden, oder ob unsere marktförmige Praxis nur die Fiktion zugrundeliegender Werte erzeugt. In der Geschichte der Ökonomie drückt sich dieser Streit in der Differenz zwischen der moralisch aufgeladenen Arbeitswerttheorie von Adam Smith und Karl Marx gegenüber der Theorie des Grenznutzens aus. Während die Arbeitswerttheorie davon ausgeht, dass der Wert objektiv durch Arbeitskraft entsteht und der erarbeitete Wert daher auch dem Arbeitenden zusteht, ist die Theorie des Grenznutzens marktorientiert, indem sie die Frage von Preis und Wert an die von Angebot und Nachfrage und also an die Fragen subjektiver Wertschätzung und relativer Knappheit einer Sache bindet.

Der vorliegende Band versammelt Texte von der Antike bis zur Gegenwart, die sich mit einem oder mehreren dieser Aspekte auseinandersetzen. Ziel des Bandes ist es, einen Einblick in das (philosophische) Denken über das Geld und seine Bedeutung für den Menschen zu geben. Lösungen zu aktuellen Problemen des Finanzwesens sind dabei ebenso wenig zu erwarten wie moralische Ratschläge zum individuellen Umgang mit Geld. Möglicherweise jedoch taugt die Beschäftigung mit der philosophischen Frage nach Wesen und Funktion des Geldes dazu, unsere Urteilskraft auch

im Blick auf aktuell relevante Fragestellungen zu schärfen. Sie kann ebenso dazu beitragen, gegenwärtige Problemzusammenhänge besser zu verstehen bzw. allererst zu erkennen.

Dabei wurden mit Ausnahme der Texte von Adam Smith und Karl Marx keine Texte zur speziell ökonomischen Geldtheorie aufgenommen. Die versammelten Texte befassen sich vielmehr mit grundsätzlichen Fragen der Bedeutung des Geldes für die menschliche Welt. Interessant ist dabei, wie sich die genannten Aspekte im historischen Fortgang weiterentwickeln und dennoch durchhalten. Gerade diese Tatsache spricht für die chronologische Anordnung der Texte, die jedoch freilich keinen kulturgeschichtlichen Verlauf abzubilden beansprucht, sondern lediglich eine Auswahl einschlägiger Texte zum Thema bieten will.

Jeder der aufgenommenen Texte ist mit einer kurzen Einführung versehen, die Auskunft über Autor und Werk gibt und die zentralen Gedanken des Textes benennt. Die Verfasser sind mit Namenskürzeln bezeichnet (BN: Burkhard Nonnenmacher, CA: Christoph Asmuth, NSch: Nele Schneiderei). Zudem finden sich im Literaturverzeichnis am Ende des Bandes zu jedem Text weiterführende Literaturangaben. Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, dass die einzelnen Texte teilweise erheblich gekürzt werden mussten, um im vorliegenden Band sinnvoll versammelt werden zu können. Selbstverständlich bedeutet die dabei erfolgte Auswahl der einzelnen Textstellen einen starken interpretatorischen Eingriff. Er will jedoch anhand klassischer Texte der Antike, des Mittelalters, der Reformation, der Aufklärung und der Gegenwart in die philosophische

und theologische Auseinandersetzung mit der Frage, was Geld ist, einführen; und das heißt, in eine Auseinandersetzung, die sich freilich immer – über die Perspektiven einzelwissenschaftlicher Fragestellungen hinaus – auch mit der Frage auseinandersetzt, wie es eigentlich möglich ist, dass das Geld vom Mittel zum Selbstzweck wird und damit als merkwürdiger Rivale zu anderen Antworten auf die Frage nach letzten und höchsten Prinzipien im Raum steht.

BN, CA, NSch

Platon

*Der Staat (Politeia, Mitte der 70er Jahre
des 4. Jh.s v. Chr.)*

Platons (428/427–348/347) *Politeia* widmet sich der Frage, was Gerechtigkeit (*dikaiosyne*) ist. Gerechtigkeit bildet für Platon neben der Weisheit (*sophia*), Besonnenheit (*sophrosyne*) und Tapferkeit (*andreia*) eine der vier Kardinaltugenden, wobei Gerechtigkeit als Metatugend verstanden wird, weil sie wesentlich darin besteht, dass die übrigen drei Kardinaltugenden ins rechte Verhältnis zueinander gesetzt sind. Die Konzeption des Idealstaats und dessen Ständen dient der Konkretion dieser Verhältnisse, wobei es Platon nicht zuletzt darum geht, am Staat die Gerechtigkeit als innerseelisches Verhältnis zu entwickeln. Der erste der folgenden Texte entstammt Platons Schilderung der Genese der Polis im zweiten Buch. Der zweite Text entstammt Platons Schilderung der möglichen Verfallsformen des Idealstaats als Aristokratie im achten Buch: Timokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis. Der erste Text liefert Platons wirkmächtige, für die Ideengeschichte geradezu paradigmatische Beantwortung der Frage, wie es eigentlich dazu kommt, dass der Mensch überhaupt Tauschhandel betreibt. Der zweite Text schildert den Übergang von der Timokratie zur Oligarchie als sittlichen Verfall. Platon folgt hier der Überzeugung, dass, je mehr Wert dem Gelderwerb zugebilligt wird, desto weniger Wert der Tugend zugebilligt werden kann. Je mehr in einem Staat die Reichen geehrt werden, desto weniger werden in ihm nach Platon deshalb die Tugend und die Guten geachtet. Denn bereits

für Platon besteht eine der zentralen Gefahren des falschen, den Gewinn zu sehr ehrenden Umgangs mit Geld darin, dass die Begierde nicht mehr vom durch Vernunft geleiteten Mut gezügelt wird, sondern sich umgekehrt selbst zur Herrscherin über die Vernunft erklärt und dadurch ein am Wahren, Schönen und Guten orientiertes Leben verdirbt.

BN

Platon: Der Staat (Politeia). Übers. und hrsg. von Karl Vretska. Bibliog. Ausg. Stuttgart: Reclam, 2000 [u.ö.]. S.142 f. [371b–c], 372 f. [550c–551a]

PLATON: Der Staat

2. Buch, Abschnitt 12

»Nun weiter! Wie lassen sie nun im Staate selbst einander die Erzeugnisse ihrer Hand zukommen? Dazu schufen wir ja die Gemeinschaft und gründeten den Staat.«

»Klarerweise durch Kauf und Verkauf«, antwortete er.

»Ein Markt und eine Münze als Wertzeichen für den Tausch werden sich daraus ergeben?«

»Allerdings!«

»Wenn nun ein Bauer seine Erzeugnisse zum Markt schafft oder sonst ein Handwerker und sie kommen nicht zur gleichen Zeit wie die Käufer ihrer Ware, dann versäumen sie ihre eigene Arbeit, während sie auf dem Markte sitzen, nicht?«

»Keineswegs!« antwortete er. »Denn andere Leute wie-

der, die dies sehen, bieten sich zur Hilfe an; in richtig geleiteten Staaten zumeist die Schwächlichen, die zu keiner anderen Arbeit taugen. Sie müssen dort auf dem Markt warten, um einerseits den Leuten, die etwas verkaufen wollen, dies gegen Geld abzukaufen, und andererseits wieder gegen Geld den Käufern auszufolgen, was sie brauchen.«

»Dieses Bedürfnis schafft also in unserem Staat den Stand der Händler? So nennen wir doch die Menschen, die auf dem Markte sitzen und Kauf und Verkauf durchführen, Handelsherren aber jene, die von Staat zu Staat handeln?«

»Genau so!« [...]

8. Buch, Abschnitt 6

»Welche Verfassung nennst du Oligarchie?«

»Jene Verfassung, die auf der Vermögensschätzung beruht, in der die Reichen herrschen und die Armen keine Macht haben.«

»Ich verstehe!«

»Zuerst müssen wir doch den Übergang von der Timarchie zur Oligarchie besprechen?«

»Ja!«

»Der ist wohl selbst einem Blinden klar!«

»Wie also?«

»Jene Schatzkammer, die sich jeder mit Gold gefüllt hat, verdirbt die Verfassung. Zuerst finden sie sich Gelegenheiten für einen Aufwand heraus und biegen dazu die eigenen Gesetze um, in Ungehorsam gegen sie, die Männer wie die Frauen.«

»So ist es wahrscheinlich.«

»Dann blickt einer auf den andern, sie wetteifern miteinander und werden schließlich alle so!«

»Gewiß!«

»Nunmehr widmen sie sich noch mehr dem Gelderwerb, und je ehrenvoller ihnen dieser erscheint, um so weniger achten sie die Tüchtigkeit; oder ist diese nicht gerade Gegenpol des Reichtums, wie wenn sie je auf einer Waagschale lägen, deren eine sinkt, wenn sich die andre hebt?«

»Sehr richtig!«

»Wo im Staat der Reichtum und die Reichen geachtet sind, dort sind Tüchtigkeit und Tüchtige weniger geschätzt.«

»Klar!«

»Nun betreibt man, was überall geachtet wird, und vernachlässigt das Mißachtete.«

»So ist es!«

»Aus siegfreudigen und ehrgeizigen Männern werden schließlich gewinnsüchtige und habgierige; den Reichen rühmen und bewundern sie und führen ihn in die Ämter, den Armen mißachten sie.«

»Sehr!«

Aristoteles

Nikomachische Ethik

(zweite Hälfte des 4. Jh.s v. Chr.)

Politik (zweite Hälfte des 4. Jh.s v. Chr.)

Aristoteles (384–322 v. Chr.) war neben seinem Lehrer Platon der bedeutendste Philosoph der Antike. Seine Philosophie versammelte zahlreiche Wissensbestände der antiken Welt und verband sie zu einem Ganzen der Wissenschaft. Neben der Grundlegung in der Metaphysik behandelte er Mathematik, Physik, Ethik und Politik, Rhetorik und Dichtung. Seine Schriften bildeten den Rationalitätsstandard für die folgenden zwei Jahrtausende. Die beiden Textauschnitte zeigen seine Auffassung vom Geld in zwei unterschiedlichen Perspektiven. In der *Nikomachischen Ethik* steht die Nützlichkeit des Geldes für eine gerechte Gesellschaft im Vordergrund. Anfang und Grundlage des Geldes bilden die Bedürfnisse. Das Geld kann als Einheit und Maßstab für alle Güter gebraucht werden. Aristoteles betont dabei die Tauschfunktion des Geldes. Anders in der *Politik*. Hier dominiert die Speicherfunktion des Geldes, denn Aristoteles versucht, die wahre und natürliche Oikonomia, die Lehre von der (Haus-)Wirtschaft, auf das Streben nach menschlicher Autonomie und Unabhängigkeit bzw. Autarkie hinzuordnen, dem Ziel eines gelingenden Lebens, und setzt sie in Gegensatz zu einer grenzenlosen Vermehrung des Reichtums. Aristoteles kritisiert die Sucht nach Geld um des Geldes selbst willen: Geld sei ein bloßes Werkzeug. Gewinnsucht und maßloses Geldstreben entstehen aus der Zweckentfremdung von Waren und Geld. CA

Aristoteles: Nikomachische Ethik. Übers. und Nachw. von Franz Dirlmeier. Anm. von Ernst A. Schmidt. Bibliogr. erg. Aufl. Stuttgart: Reclam, 2003 [u. ö.]. S. 133–135 [1133a7–b28].

Aristoteles: Politik. Schriften zur Staatstheorie. Übers. und hrsg. von Franz F. Schwarz. Bibliogr. erg. Aufl. Stuttgart: Reclam, 2010 [u. ö.]. S. 91–95 [1256b–1257b].

ARISTOTELES: Nikomachische Ethik

Buch V, Kapitel 8

Deshalb muß alles, was ausgetauscht wird, irgendwie vergleichbar sein. Dafür nun ist das Geld auf den Plan getreten: es wird in gewissem Sinn zu einer Mittelinstanz, denn alles läßt sich an ihm messen, auch das Zuviel also und das Zuwenig, wie viel Schuhe denn etwa einem Haus oder Nahrungsmitteln gleichwertig sind. Dem Unterschied von Baumeister und Schuhmacher muß also der Unterschied zwischen einer bestimmten Anzahl von Schuhen und einem Haus entsprechen – auch an das Beispiel von den Nahrungsmitteln mag man denken. Denn wenn dies nicht so ist, kann es weder Austausch noch Gemeinschaft geben. Und diese proportionale Gleichwertigkeit kann es nicht geben, wenn die fraglichen Dinge nicht in irgendeiner Beziehung gleich sind.

Es müssen sich also alle Dinge durch eine bestimmte Einheit messen lassen, [...]. Nun, diese Einheit ist in Wahrheit der Bedarf: er hält alles zusammen – hätten die Bürger

überhaupt keinen Bedarf oder nicht in gleicher Weise, so könnte es einen Austausch überhaupt nicht geben oder er liefe nicht auf Gleichheit hinaus – als eine Art austauschbarer Stellvertreter des Bedarfs aber ist das Geld geschaffen worden, auf Grund gegenseitiger Übereinkunft. Und es trägt den Namen »Geld« (nomisma), weil es sein Dasein nicht der Natur verdankt, sondern weil man es als »geltend« gesetzt (nomos) hat und es bei uns steht, ob wir es ändern oder außer Kurs setzen wollen.

[...] Daß aber der Bedarf es ist, welcher als tatsächliche Einheit die Gemeinschaft gewährleistet, sieht man daran, daß die Partner, wenn sie keinen gegenseitigen Bedarf haben, das heißt, wenn beide Partner einander nicht brauchen oder einer von beiden den anderen nicht braucht, nicht in Austauschverbindung treten – was aber schon geschieht, wenn ein Partner etwas braucht, in dessen Besitz man selber ist; wenn Partner zum Beispiel die Ausfuhr von Getreide gestatten im Austausch gegen Wein. Hier muß also ein Ausgleich zustande kommen.

Was aber künftigen Austausch betrifft, so ist uns das Geld gleichsam ein Garant, daß der Austausch im Bedarfsfall immer stattfinden wird, auch wenn im Augenblick nichts vonnöten ist. Denn wenn man Geld gibt, so muß es möglich sein, etwas dafür zu bekommen. Freilich geht es dem Geld genauso (wie anderen Gütern), denn sein Kurswert ist nicht immer derselbe. Doch ist die Tendenz zur Wertbeständigkeit bei ihm größer als anderswo. Daher muß für alle Tauschgüter ein bestimmter Preis festgesetzt sein. Denn so wird es immer Austausch geben und durch ihn Gemeinschaft. Geld also ist jenes Ding, das als Wertmesser Meßbarkeit durch ein gemeinsames Maß und somit

Gleichheit schafft. Denn ohne Austausch gäbe es keine Gemeinschaft, ohne Gleichheit keinen Austausch und ohne Meßbarkeit keine Gleichheit.

Es muß also eine bestimmte Meß-Einheit geben, und zwar muß sie auf gültiger Übereinkunft beruhen. Daher der Name »Geld« (nomisma – »was nach Übereinkunft gilt«), denn es macht alle Dinge durch gleiches Maß meßbar, da alle Dinge durch das Geld gemessen werden.

ARISTOTELES: Politik

Buch I, Kapitel 8–9

Eine Art der Erwerbskunst ist also im Einklang mit der Natur ein Teil der Kunst der Hausverwaltung, wo sie entweder vorhanden sein oder von ihr beschafft werden muß, damit all das vorhanden ist, wovon es eben eine Hortung dieser Dinge gibt, die für die Gemeinschaft von Staat und Haus nötig und nützlich sind. Und es scheint sich der wahre Reichtum aus diesen Dingen zusammensetzen. Denn die Selbstgenügsamkeit in einem solchen Besitz mit Rücksicht auf ein gutes Leben ist nicht grenzenlos, [...]. Es liegt nämlich eine [Grenze] vor, sowie auch in den anderen Künsten. Kein Werkzeug ist nämlich bei irgendeiner Kunst unbegrenzt, weder nach Menge noch nach Größe; der Reichtum bedeutet aber eine Menge von Werkzeugen für die Haus- und Staatsverwaltung. [...]

9 Doch es gibt noch eine weitere Art von Erwerbskunst, die man ganz besonders, und das zu Recht, das Kapitalerwerbwesen nennt, der zufolge es keine Grenze für Reichtum und Besitz zu geben scheint. [...] für jedes Besitztum

gibt es eine zweifache Benützungsort, beide Male dreht es sich um das Besitztum an sich, doch nicht in gleicher Weise an sich, sondern die eine Benützungsort ist die dem Ding eigentümliche, die andere aber die dem Ding nicht eigentümliche, wie etwa das Anziehen des Schuher und noch der Tauschhandel mit ihm. Beides bedeutet nämlich eine Benützungsort des Schuher. Denn auch derjenige, welcher mit jemandem, der den Schuh braucht, diesen für Geld oder Nahrung eintauscht, verwendet den Schuh, insofern er ein Schuh ist, aber nicht in der ihm eigentümlichen Verwendungsort; denn er ist ja an sich nicht zum Eintausch da. Und auf dieselbe Art und Weise steht es mit den übrigen Besitztümern. Es gibt nämlich bei allem den Tauschhandel, indem er vorerst natürlich damit einsetzte, daß die Menschen einmal über mehr und ein andermaal über weniger von dem verfügten, das für sie ausreicht.

[...] Freilich entwickelte sich aus ihm [dem Tauschhandel] folgerichtig jenes Kapitalerwerbwesen. Als nämlich die gegenseitige Hilfestellung immer mehr fremdbezogen geworden war dadurch, daß man einführte, woran man Mangel hatte, und ausführte, woran es einen Überschuß gab, da wurde notwendigerweise der Geldverkehr geschaffen. Denn nicht jedes der naturnotwendigen Güter ist leicht zu befördern. Deshalb traf man mit Rücksicht auf das Tauschen eine derartige Übereinkunft, einander zu geben und zu nehmen, was selber als natürliches Ding im Hinblick auf das Leben über gut handhabbaren Nutzen verfügte, wie etwa Eisen und Silber, und falls sonst noch derartiges zur Verfügung war, wobei man es zunächst allgemein nach Größe und Gewicht bemaß, schließlich und endlich aber ein Prägezeichen darauf drückte, damit eben dieses Zei-